



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Name Ilgenstein, d. h. Lilienstein). Die älteste Dissimilation, die sich für die germanische Sprache sicher erschließen läßt, steckt in dem Worte Vogel. Wir würden noch heute Vogel sagen, so gut wie wir noch Geflügel sagen, wenn nicht schon vor zweitausend Jahren das erste l in pluklos den alten Germanen zu schwer geworden wäre.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Zeichen des cubanischen Aufstandes. Zwar ist die Zeit dahin, wo die deutschen Kaufleute in Havana die angesehenste und einflußreichste Gruppe im dortigen Handelsstande bildeten. Das von der Masse gedankenlos hejubelte Oktobermanifest des Jahres 1868, das die Sklaverei auf Cuba aufhob, hat die durch Mißregierung schon vorher oft bedrohte Blüte der Insel gebrochen, und natürlich ist denn auch der Wohlstand unsrer Landsleute zurückgegangen. Die Aufstände, die bald darauf begannen, und deren Caramelgeruch von verbrannten Zuckerröhrennten der Reisende bei Cardenas noch 1875 zu riechen bekam, die Zuckerkrisis und der Verfall der Oberherrschaft des Havanejer Tabaks über den Geschmack der Raucher Europas, endlich die fortwährenden Wirren mit dem Mutterlande haben auf viele Geschäfte verwüstend gewirkt. Hier wie in andern Kolonien sind große kaufmännische Dynastien gestürzt worden, und wo früher ein Name wie Upman durch die ganze Insel einen fürstlichen Klang hatte, hört man jetzt ein Duzend kleine Namen nennen, deren spanische, deutsche, südfranzösische oder jüdische Träger sich auf unbekannte Weise aus der Menge emporgehoben haben, in die sie größtenteils auch bald wieder versinken. Immerhin sind die deutschen Interessen in einer ganzen Anzahl von cubanischen Plätzen, natürlich besonders in Havana und Matanzas, von bedeutendem Gewicht, die deutsche Schifffahrt ist in den wichtigsten Hafenplätzen des Westens stärker als früher vertreten, und deutsche Industrie hat auf dem Gebiete der Maschinen für die Zuckerverzeugung und der Einrichtung ganzer Ingenios manchen Triumph zu verzeichnen. Es ist also Grund genug gegeben, daß wir die notwendig und unter allen Umständen eintretenden Veränderungen auf dieser Insel aufmerksam beobachten.

Cubas Oberfläche kommt der von ganz Süddeutschland fast gleich, ihre Lage macht sie bei solcher Größe zur Herrin des Antillenmeeres, durch das in kurzer Frist die kürzesten Wege zwischen der atlantischen und der pacifischen Welt führen werden. Diese Wege werden dem amerikanischen Mittelmeer eine noch größere Stellung anweisen, als das europäische seit Jahrtausenden einnimmt. Die Vereinigten Staaten von Amerika sind der nächste und mächtigste Nachbar von Cuba. Vor siebzig Jahren schon schrieb der alte Jefferson, diese Insel sei gerade das, was sie noch brauchten, um sich abzurunden. Sie sind nun gerade rund genug. In Wirklichkeit brauchen sie sie zur Herrschaft über das Antillenmeer und Mittel-

amerika. Daß sich Cuba in amerikanischen Händen den Engländern schon darum höchst lästig erweisen würde, weil es gerade zwischen ihren beiden wichtigsten westindischen Positionen, den Bahamainseln und Jamaika, liegt, läßt den Besitz der herrlichen Insel erst recht wünschenswert erscheinen. Der mehr als einmal offen ausgesprochne Gedanke der nordamerikanischen Politiker: Cuba als Freistaat politisch selbständig, wirtschaftlich aber von den Vereinigten Staaten abhängig, ist auch heute der leitende. Man konnte zur Not abwarten, wie lange sich Cuba in den Händen des schwachen Spaniens noch werde halten lassen. Daß aber sein Entzwingen nur das Hinüberfallen in die geöffneten Arme der großen Republik bedeuten kann, wird als selbstverständlich gar nicht weiter erwogen. Wenn die europäischen Blätter diese Möglichkeit erörtern, als ob sie von politischen Umständen abhinge, wie irgend eine gewöhnliche Staatsveränderung, so täuschen sie sich über die Tiefe der panamerikanischen Bewegung gerade an dieser Stelle. Die wirtschaftliche Vereinigung Cubas mit den Vereinigten Staaten ist schon dadurch angebahnt, daß sich kein andrer Staat, auch Spanien nicht, als Abnehmer cubanischer Erzeugnisse mit den Vereinigten Staaten entfernt vergleichen kann. Das gilt ebenso gut von dem Zucker des Westens, wie von den Erzen des Ostens der Insel. Darauf gründet sich eine zum Teil schon vertragsmäßige Vorzugsstellung, die den europäischen Einfuhren zusehends immer mehr Abtrag gethan hat. Auch ist Spanien durch Entschädigungsforderungen aus frühern cubanischen Aufständen den Vereinigten Staaten finanziell verpflichtet. Die Teilnahme nordamerikanischer Kapitalisten und Techniker an dem Ausbaue des cubanischen Eisenbahnnetzes und überhaupt der Ausbeutung der Naturschätze der so reich begabten Insel wirkt mit jedem Jahre stärker in der gleichen Richtung. Dazu kommt eine geistige Gemeinschaft mit Nordamerika, wie sie in diesem Maße keine andre spanisch-amerikanische Gesellschaft aufweist. Für die reichen Cubaner kommt Newyork gleich hinter Paris. Die nordamerikanischen Blätter geben auch für die spanisch geschriebnen von Havana den Ton an. Der cubanische Luxus hat einen amerikanischen Familienzug. Zahlreiche Knaben und Mädchen cubanischer Eltern werden in nordamerikanischen Schulen erzogen. Es ist geradezu schmerzlich zu sehen, wie wenig Halt auch geistig und gemüthlich Spanien an seiner Kolonie hat, die es politisch und wirtschaftlich so wenig zu regieren und zufriedenzustellen gewußt hat.

Hier erheben sich nun die beiden Zeichen, unter denen uns der cubanische Aufstand erscheinen sollte, wenn wir ihn richtig würdigen und von seinen Folgen nicht überrascht werden wollen. Es sind die Zeichen seiner Stellung in der Geschichte der Völker. Er reiht sich den vielen Zeugnissen für die politische Schwäche Spaniens an. Die leitende Großmacht des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts ist so matt geworden, daß auch der letzte Rest ihres einst unabsehbaren amerikanischen Reichs ihren Händen zu entsinken droht. „Es ist, als wäre das Mark der Energie aus unsern Knochen herausgefressen von einem schleichenden Übel,“ schrieb vor Jahresfrist der jetzige Vertreter Spaniens in Washington. Man würde von Merkmalen des Greisenalters sprechen, wenn nicht die jungen und jüngsten spanischen Tochtervölker Amerikas die gleichen politischen Mängel aufwiesen wie das Mutterland. Überall der Schein eines regen politischen Lebens ohne greifbare Ergebnisse zum Wohl des Landes, Parteifader, Phrasendrescherei, Korruption und darunter Unwissenheit und Armut in breiten, tiefen Schichten. Es ist gar keine Hoffnung, daß sich diese Verhältnisse ändern könnten. So wie sie unter den verschiedensten Bedingungen in allen spanischen Nationen der alten und der neuen Welt einen gleichen Stillstand oder Rückgang der politischen Entwicklung hervor-

bringen, werden sie auch unter allen absehbaren Verhältnissen, die kommen mögen, wesentliche Eigenschaften dieser Völker bleiben. Über ihre politischen Geschicke werden sie und nicht die Bestrebungen, Neigungen oder Umstände entscheiden. Es ist eine der Grundthatfachen der heutigen Geschichte, daß die südwesteuropäische Halbinsel und die von dort aus begründeten Tochterstaaten und Kolonien von politisch minder leistungs- und widerstandsfähigen Völkern bewohnt werden, die bestimmt sind, an andre Völker einen großen Teil ihrer Macht zu verlieren. Diese Welle, die einst über Europa herzuschwellen schien, gehört heute zu den zurückschreitenden, und nach den Gesetzen der Geschichte folgen ihren Spuren neue, die jetzt ihren Höhepunkt erreichen oder ihm zustreben. Die Machtquellen, aus denen Spanien einst seine Größe zog, werden diesen jüngern Mächten dienstbar werden und von ihnen eifriger ausgenützt werden. Das Schicksal der noch zu Humboldts Zeit „neuspanischen“ Provinzen Texas und Kalifornien, die zu den reichsten Ländern der Erde gehören, scheint zunächst Cuba bereitet werden zu sollen: in den Kreis der großen angelsächsischen Macht zu fallen, die sich auf den Trümmern französischer und spanischer Kolonien in Nordamerika entwickelt hat. Das aufstrebende Deutschland kann diesem Prozeß von weltgeschichtlicher Größe nicht thatenlos gegenüberstehen, wenn es nicht geschehen lassen will, daß die mächtige angelsächsische Welle ein neues, bisher allen Völkern offnes Gebiet in ihren Machtbereich aufnehme, d. h. für alle andern die Welt auch hier verengere.

Cohn & Rosenberg. Ein Sturm der Entrüstung durchbraut das deutsche Vaterland, erregt von der binnen vierzehn Tagen weltberühmt gewordenen Firma. Behalten wir kaltes Blut, und sehen wir uns die Sache nüchtern an! Cohn und Rosenberg, sagt man, wollen Geld verdienen. Natürlich wollen sie das; wenn sie es nicht wollten, wären sie nicht Getreidehändler, sondern Bettelmönche, lyrische Dichter oder Philologen geworden. Cohn und Rosenberg wollen viel Geld verdienen, wollen lieber viel als wenig verdienen. Cohn und Rosenberg sind um Geld jeder Niedertracht fähig, die innerhalb der vom Strafgesetz gezogenen Grenze liegt. Höchst wahrscheinlich! Es giebt schon außerhalb der Börse viele solche unmoralische Menschen, und wer zur Börse Beziehungen unterhält, von dem läßt sich ohne weiteres annehmen, daß er ein schlechter Kerl sei. Cohn und Rosenberg, haben dadurch, daß sie 50 000 Tonnen Roggen „in Berlin eingeschleppt haben,“ eine Nichtswürdigkeit begangen. Es muß wohl so sein, da es die Bank- und Handelszeitung sagt. Zwar ganz klar ist es uns nicht, worin die Nichtswürdigkeit besteht, und wie der Geldgewinn zu stande kommt. Bei Deutezügen an der Effektenbörse ist die Sache klar. Man verkauft mit Hilfe bestochener Zeitungen faule Papiere zu hohem Kurse. Oder ein paar Herren verbreiten in den angesehensten Zeitungen Krieginsichtartikel, drücken dadurch die Kurse der sichersten Papiere um 10 Prozent herunter, jagen den Philistern Angst ein, veranlassen diese, um hundert Millionen Papiere zum niedrigen Kurse zu verkaufen, erwerben diese und haben so zehn Millionen „verdient.“ Auch beim Differenzgeschäft an der Produktenbörse ist die Sache klar. Wenn Cohn und Rosenberg 50 000 Tonnen, die irgendwo auf dem Dzean schwämmen oder auch gar nicht vorhanden wären, beim Preise von 110 Mark gekauft und dann zu 130 Mark verkauft hätten, so hätten sie eine Million verdient. Aber sie haben den Roggen wirklich nach Berlin gebracht; das wird ihnen ja eben zum Vorwurf gemacht. Sie sollen es in der Absicht gethan haben, den Preis des Roggens zu drücken, den unsre Landwirte jetzt verkaufen, um so auch den hei-

mischen Roggen billig einkaufen und bei späterer Preissteigerung den heimischen samt dem ausländischen Roggen teuer verkaufen zu können. Nun sind zwei Fälle denkbar: Entweder unsere Landwirte verkaufen jetzt massenhaft, dann rückt die Möglichkeit einer Preissteigerung in sehr weite Ferne, denn Massenzufuhr auf einen schon überfüllten Markt ist doch wahrhaftig kein Mittel, eine Hauffe herbeizuführen. Oder unsere Landwirte halten ihr Getreide zurück, bis die Preise wieder steigen, dann ist der Plan der Importeure vereitelt. Vielleicht werden diese ihre Ware überhaupt nicht los, denn Graf Arnim-Muskau behauptet im Deutschen Wochenblatt, die Hälfte der Ware sei gar nicht lieferbar, und die andre Hälfte kaum mahlfähig; sollten wirklich die Müller gezwungen sein, unbrauchbare Ware zu nehmen? Ja der Graf deutet an, daß es der Firma gar nicht um einen Gewinn zu thun gewesen sei; die Lage des Weltmarkts erscheine für eine Hauffebewegung eigentlich günstig, aber die Börse lasse eine solche nicht aufkommen; man könne in den Wandelgängen der Börse täglich die Äußerung hören: „Wir wollen lieber auf einen Vorteil verzichten, nachdem wir unsere Engagements glattgestellt [was heißt das?] haben, als daß wir dem verhassten Agrarier durch Steigerung der Preise die Kastanien aus dem Feuer holen.“ Das würde nun eigentlich zu der Überschrift, die der Graf seinem Artikel gegeben hat: „Ein Beutezug an der Berliner Produktenbörse,“ schlecht passen. Also die Sache ist uns nicht klar, aber wir glauben der Bank- und Handelszeitung, als einer Sachverständigen, aufs Wort, daß eine Nichtswürdigkeit begangen worden ist.

Die Menschen Cohn und Rosenberg sind also gerichtet, aber die Händler Cohn und Rosenberg und den Getreidehandel geht das vorläufig gar nichts an. Beim Handel wird, wie bei der Eisenbahn, der Post, der Tischlerei und andern Gewerben, nicht darnach gefragt, ob die darin Beschäftigten gute Menschen sind, sondern ob sie ihre Sache machen. Die volkswirtschaftliche Aufgabe des Handels besteht darin, die erzeugten Güter an die Verbraucher zu verteilen. Diese allgemeine Aufgabe schließt drei besondere Aufgaben ein: daß er die Verbraucher reichlich und stetig versorge, daß er die Waren billig mache, daß er starke Preisschwankungen verhüte. Die erste Aufgabe hat der börsenmäßige Getreidehandel bisher aufs glänzendste gelöst (sehr gegen seinen Willen natürlich, denn alle Händler sind böse Menschen, aber die Welt ist nun einmal so eingerichtet, daß die Kraft, die das Böse will, das Gute schafft): nirgends in der Welt fehlt es je an Getreide. Die zweite löst er nicht weniger glänzend: die Anklagen der Agrarier sind der höchste Ruhm der Getreidebörse. Andre Zweige des Handels werden beschuldigt, die Waren zu verteuern; wenn diese Anschuldigungen wahr sind, so verdienen die betreffenden Kaufleute, ihres volkswirtschaftlichen Amtes entkleidet und durch andre ersetzt zu werden; gegen die Getreidebörse wird der Vorwurf nicht erhoben. Nun sagt man zwar, die Broteffer hätten nichts vom billigen Getreide, weil die Müller und die Bäcker den Gewinn schluckten, aber das geht doch die Händler nichts an; mag der Staat oder sonstwer die Bäcker und Müller absetzen und das billige Mehl billig verkaufen! Ihre dritte Aufgabe hat die Getreidebörse oder, was dasselbe ist, der Welthandel noch nicht in gleich vollkommener Weise gelöst. Zwar den ungeheuerlichen Schwankungen hat er ein Ende gemacht. In England haben nach Conrad die Getreidepreise geschwankt im dreizehnten Jahrhundert um das sechsundfünfzigfache, im vierzehnten um das vierzigfache, im fünfzehnten um das zwanzigfache, im sechzehnten um das achtfache, im siebzehnten um das dreieinhalbfache, im achtzehnten um das viereinhalbfache, und auch im Anfange des laufenden Jahrhunderts sind noch Schwankungen um das vierfache vorge-

kommen. In Deutschland noch stärkere. In Witten galt der Scheffel Roggen 1817 nach heutigem Gelde 10 Mark 40 Pfennig, 1823 aber 1 Mark 67 Pfennige. Schwankungen um das sechsfache binnen wenigen Monaten — um die Erntezeit — waren nach Lamprecht etwas gewöhnliches. Wir Heutigen haben in den letzten Jahren noch eine Schwankung um reichlich das doppelte erlebt; im November 1891 galt der Roggen in Berlin 239, im Oktober 1894 108 Mark. Das ist ein gewaltiger Erfolg des Welthandels! Der ideale Zustand freilich noch nicht, das geben wir zu; nur muß man sich nicht einbilden, daß es Aufgabe des Handels sein könne, diesen Zustand herbeizuführen. Schon Justus Möser hat den Plan, das Getreide durch Staatslagerhäuser zu verbilligen — dreitausend Jahre lang, bis 1878, sind die Getreidehändler der wucherischen Brotverteuerung angeklagt worden —, als undurchführbar zurückgewiesen, weil das den Getreidehandel vernichten würde. Denn der Getreidehändler kauft und verkauft nach dem Marktpreise; wenn es ihm nicht wenigstens manchmal gelingt, erheblich teurer zu verkaufen, als er eingekauft hat, womit soll er die Spesen bestreiten, und wovon soll er leben? Einen unveränderlichen Preis schaffen könnte nur der Staat, wenn er alles Risiko auf sich nähme und den Handel besoldeten Beamten übertrüge. Daneben könnte kein freier Getreidehandel bestehen.

Zu demselben Ergebnis gelangen wir, wenn wir erwägen, daß die Agrarier nicht die Verbilligung, sondern die Verteuerung des Getreides den „gerechten Arbeitslohn für den Produzenten,“ anstreben. Diese Aufgabe vermag der Handelsstand nicht zu lösen, weil sie seinem Wesen widerspricht. Ein Kaufmann, der darauf ausginge, teuer einzukaufen, müßte falliren, und es ist doch die Frage, ob ihm der Konkursrichter seine Dummheit oder Nächstenliebe als mildernenden Umstand anrechnen würde. Die gegenwärtige Gesellschaftsordnung beruht, wie jedermann weiß, auf folgender Anschauung, die am schärfsten von Thering dargestellt und vertreten worden ist. Indem ein jeder, lediglich seiner Selbstsucht folgend, seinen eignen Vorteil sucht, und die selbstfüchtigen Bestrebungen aller einander das Gleichgewicht halten, wird der höchste Grad von Wohlbefinden und Gerechtigkeit erreicht, der auf Erden erreichbar ist. Keine mit noch so vollkommener Liebe, Gerechtigkeit und Weisheit ausgestattete Behörde, die den Verkehr planmäßig organisiren und lenken wollte, vermöchte zu erreichen, was die frei waltende Selbstsucht aller thatsächlich erreicht. Die Kommunisten dagegen sagen: beides ist falsch; der freie Verkehr löst seine Aufgabe herzlich schlecht, und eine planmäßige Organisation der Arbeit und des Verkehrs ist durchaus nicht unmöglich. Zu dieser zweiten Ansicht bekennen sich Graf Kanitz und seine Freunde. Da haben uns nun Cohn und Rosenberg wieder ein Stück weiter gebracht. Die Agrarier der nationalliberalen, der freikonservativen und der Zentrumsparthei, sogar auch einige Konservative wollten bisher von der Verstaatlichung des Getreidehandels nichts wissen. Indem sie jetzt aber sämtlich den Kreuzzug gegen Cohn und Rosenberg mitmachen, bekennen sie sich für bekehrt. Denn nicht wollen, daß der Händler seine Ware einführe und billiger mache, das heißt den freien Handel überhaupt nicht wollen. Wir werden also nächstens die Verstaatlichung des Getreidehandels, der Bäckerei, der Mülerei u. s. w. haben. Und je eher das Experiment gemacht wird, desto besser, schon um der Volksgesundheit willen. Denn wenn unsere angesehensten und ernsthaftesten Organe mit der ernsthaftesten Miene von der Welt die „Einschleppung von Getreide“ und die Verbilligung des Getreides den Getreidehändlern als Verbrechen anrechnen, und wenn diese selben Organe ein Sozialistengesetz zur Ausrottung der sozialistischen Ideen und den Ersatz der freien Privat-

wirtschaft durch sozialistische Einrichtungen in einem Atem fordern, sieht da nicht heute schon Deutschland einem Asyl für — Nervenranke so ähnlich wie ein Ei dem andern?

Zur Strafrechtspflege. Der Verfasser der Laienbetrachtungen über unsere Strafrechtspflege hat in den letzten Monaten eine doppelte Genugthuung erlebt. In den Preussischen Jahrbüchern hat ein Jurist ein nicht weniger düsteres Bild von dem Zustande unserer Kriminaljustiz entworfen und dabei mit Sachkenntnis das fehlerhaft gewordne innere Getriebe aufgedeckt, während jener nur nach dem äußern Eindruck geschildert hatte, den die Gerichtsverhandlungen und die Urteile auf den Laien machen. Dann aber scheinen manche der Forderungen, die er erhebt, auf die Tagesordnung der Sachmänner rücken zu wollen. So wenn er auf die Grundidee des Strafrechts: Schadloshaltung des Geschädigten, zurückgeht und den Ersatz der unzumutbaren Gefängnisstrafen durch Geldbußen fordert, die im Unvermögensfalle durch Arbeit in der Freiheit oder Abzüge am Arbeitslohn aufgebracht werden könnten. Wie wir eben in verschiednen Blättern lesen, stimmen die Gruppe „Deutsches Reich“ der Internationalen kriminalistischen Vereinigung und der Deutsche Juristentag darin überein, daß von den Geldstrafen in größerem Umfange als bisher Gebrauch zu machen sei, und daß sie im Einzelfalle nach der wirtschaftlichen Lage und dem Vermögen des Angeklagten bemessen werden sollen (weil ja für den Reichen eine kleine Geldstrafe gar keine Strafe ist). Der Juristentag aber hat die Frage, ob es sich empfehle, die Geldstrafen von Zahlungsunfähigen abverdienen zu lassen, anstatt sie in Gefängnis zu verwandeln, auf die Tagesordnung gesetzt, die am 10. bis 12. September in Bremen erledigt werden soll. Der Referent, Landgerichtsrat Dr. Felisch in Berlin, hat die Frage in seinem bereits veröffentlichten Gutachten bejaht. Nachdem man einmal so weit gelangt ist, wird man auch vollends zu der ursprünglichen Idee der Geldbuße zurückkehren und diese nicht mehr als Strafe, sondern als Entschädigung des Geschädigten behandeln, von der Sucht aber, Handlungen, durch die niemand geschädigt wird, zu Straftaten zu stempeln, zurückkommen.

Das Berliner Lutherdenkmal. Nun sind sie beide tot: der es erdachte und halb vollendete, und der es zu vollenden übernahm und vor wenigen Monaten — wenn auch nicht vor dem Landesherrn, der an jenem Tage draußen vor dem Thore eine Truppenschau vorzunehmen hatte, so doch immerhin vor einem Hohenzollernprinzen — enthüllen durfte, Otto und Toberenz. Sollen wir darum schweigen, wo wir nichts gutes zu melden haben? Sollen wir um so freier reden? Ich denke, wir reden wie zu Lebenden, wir reden zu Lebenden, zu ihresgleichen, zu ihren Auftraggebern, zu ihrem Publikum.

Wer vom Berliner Lustgarten über die in plumper Pracht gehaltne „Kaiser-Wilhelm(s)-Brücke“, zwischen zwei mächtigen, in Eisen, Glas und Stuck turmhoch ragenden Kaufhäusern hindurch, zum Neuen Markte kommt, der erblickt zuerst die bisher von Häusern schonend verdeckte, nun entblößte, doch mit einigen gotischen Zacken leidlich straßenfähig gemachte Fassade der Marienkirche. Dann plötzlich zur Rechten, am vordern Rande des Markts, blinkt ihm, graniten und bronzen, das neue Lutherdenkmal entgegen.

Alle Figuren, neun im ganzen, wenden ihm in regelrechter Bühnenstellung ihre Vorderseite zu, voran, links und rechts neben den Stufen des Unterbaus sitzend, Sickingen und Hutten, dann, zu Füßen des Sockels vier in einer Reihe

sitzende Gestalten — zum Glück steht der Name jedesmal beige geschrieben — Spalatin und Neuchlin, Jonas und Cruciger, je zwei mit einander disputierend, weiter, zu beiden Seiten des Sockels, stehend, Melanchthon und Bugenhagen, endlich über dem Ganzen, zu erkennen vor allem an dem Talar und dem großen Buche, worin er mechanisch zu blättern scheint, Luther.

Der Sickingen und der Hutten sind ganz Toberenzens Werk, vom Luther gehört ihm vor allem der Kopf, und hier besonders verdient Toberenz unsern Dank. Otto hatte dem großen Reformator statt seines nicht hinreißend schönen, aber hinreißend guten, grundehrlichen Gesichts ein marklos aufgeregtes Auge und ein widerwärtig fettes Doppellinn gegeben — nach dem ersten Entwurfe hatte es ein knochendürres, hohles Fanatikergesicht werden sollen —; mit vollem Recht hat Toberenz hier des Vorgängers Werk kassirt. Was er an die Stelle gesetzt hat, ist unbedeutend, aber es ist doch nicht mehr entehrend. Welchen Kampf mag es dem Erben der vielgerühmten Arbeit gekostet haben, von der durchaus fertigen Hauptfigur gerade den Hauptteil anzutasten! Umsomehr sei die Schamröthe gesegnet, die der empörende Anblick dem jüngern Künstler in die Wangen trieb und die ihm Kraft gab zu dem verantwortungsschweren Entschluß.

Auch die Beseitigung der früher an der Treppe Wache haltenden Rittergestalten ist zu loben: es waren in Ottos Entwurf zwei gepanzerte, das Schwert weit von sich auf den Boden stützende, spreizbeinige Mannekine. Jetzt sind die Figuren wenigstens individualisirt und sorgfältig durchgearbeitet; aber freilich, mißlungen sind sie auch so. Sickingen, ganz und gar in Erz gewappnet, ist gradeswegs von Dürers Pferd hier auf die Treppentwange gesetzt worden, wo er mit seinem maßlos grimmigen Blick nur seine Hilflosigkeit verrät; und Hutten? einen Hornisch um den Oberleib, sonst friedlich in Tuch gekleidet, das wehende Haar bekränzt, hat er sich mit dem linken Arm über den Steg des hochaufgestemmtten Schwertes gehängt, über dem rechten Knie hält er ein Büchlein, auf das er tief das gedanken- oder weinschwere Haupt niederbeugt: er stammt wohl aus einem Künstlerfest, wo er sich recht schmuck mag ausgenommen haben.

Das übrige ist meist so geblieben, wie es Otto hinterlassen hatte. Die zwei disputirenden Paare sind verschieden gehalten: Spalatin und Neuchlin streiten in überaus lebhafter Fingersprache, Taubstummen ähnlich; Jonas dagegen hält ein gewaltiges Buch auf dem Schoß, über das er beide Arme gelegt hat, während sein Partner den kahlen Schädel in die linke Hand drückt. Einen durchaus unerfreulichen Anblick bietet das erste Paar, namentlich der edle Neuchlin, dessen Rückgrat hier etwa so verrenkt ist, wie desselben Künstlers marmorner Chodowiecki in der Vorhalle des Museums; und die Gesichter der beiden sind, grade herausgesagt, gewöhnliche Komödiantengesichter. Eine etwas bessere Figur macht Jonas, wenigstens von vorn gesehen; sein angenehmes Profil sagt uns: so steht geschrieben, so ist zu verstehen, wie sollen wir übersetzen? Aber leider: wenn man herumgeht, blickt man in ein rohes, leeres Gesicht; und an ihm, wie an seinem ziemlich ratlos dreinschauenden Freunde, beleidigen die schauspielerisch gespreizten Hände.

Bugenhagen, in wohlbrapirter Schube an den Sockel gelehnt, liest immerfort in einer Urkunde, einem nagelneuen Diplom, scheint es, mit handgroßem Siegel: was er da wohl herauslesen mag? uns jedenfalls geht es wenig an. Wenden wir uns zu Melanchthon: über einem hemdartigen, hübsch gegürteten Gewand trägt er vorn weit geöffnet den Talar, der linke Arm wird von einem zentnerschweren Ärmel auf den Rand des Sockels niedergedrückt, die linke Hüfte ist tief gesenkt und verleiht mit der stark ausladenden Hüfte des Standbeins dem seltsam ge-

schwungnen Körper des großen Philologen eine gewisse schlaife Eleganz. Dazu passen die verlebten Züge des seelenlosen Gesichts recht gut. Genug: das Modell zu diesem Philippus denkt man sich am ehesten an den Kaminfims eines Nachtcafés gelehnt.

Man kann von diesem Denkmal nicht scheiden ohne Bitterkeit. Zwei begabte Künstler sind an eine falsche Aufgabe geraten; Otto zumal, dem doch das Denkmal, auch so wie es jetzt dasteht, zumeist angehört, war groß nur als Erotiker. Da war er Sachkenner, da nahm er seine Aufgaben ernst. Sein Wilhelm von Humboldt dagegen sollte eigentlich Friedrich Hafe heißen, und seine Vestalin — mit dieser Benennung und der entsprechenden Ausgestaltung der als Hetäre allerliebsten Figur begann das traurige Spiel, das uns jetzt um ein Lutherdenkmal gebracht hat, wie es uns — um ein Denkmal unsers alten Kaisers Wilhelm bringen wird. Und wer weiß, welch ein theatralischer Bismarck uns droht? Einige unter den preisgekrönten Entwürfen lassen das schlimmste befürchten.

Waltet hier ein unentrinnbares historisches Gesetz? Soll unsre Kunst, wenigstens die monumentale, durchaus einem aufgeregten, unwahrhaftigen, also undeutschen Barock verfallen? Stünde das fest, so könnten wir schweigen; wir würden den Strom nicht hemmen; dämmten wir hier zurück, so bräche es dort übermächtig hervor. Aber so steht es wohl doch nicht: Berlin ist nicht Deutschland, und die öffentlichen, wenigstens die offiziellen und offiziösen Denkmäler sind nicht die Kunst. Freilich: nie wiederkehrende Gelegenheiten sind versäumt, große, herrliche Aufgaben verpfuscht; und das stimmt traurig.



Litteratur

Das Nervenleben des Menschen in guten und bösen Tagen. Eine Schrift zur Belehrung, zu Rat und Trost. Von Dr. F. L. A. Koch, Direktor der königlich württembergischen Staatsirrenanstalt Zwiefalten. Stereotypirte dritte Auflage. Ravensburg, Otto Maier, 1895

Der durch zahlreiche psychiatrische Schriften bekannte Verfasser wendet sich in diesem Büchlein namentlich an den Laien, und wie es scheint, findet er Anklang. Allgemeinverständliche Darstellungen der Nervenleiden, zumal der Geisteskrankheiten, sind in der That ein Bedürfnis. Es ist in Laienkreisen noch so wenig Verständnis für diese Störungen vorhanden, und es herrschen so viel Vorurteile, daß jeder Versuch, aufklärend zu wirken, Anerkennung verdient.

Der Verfasser verbreitet sich über alle Arten nervöser Leiden, sowohl die rein körperlichen als die geistigen, und giebt überall nützliche Winke, doch verweilt er weder bei den reinen Nervenleiden, noch bei den echten Geisteskrankheiten lange. Ausführlicher schildert er krankhafte Zustände, die auf der einen Seite an die geistige Gesundheit, auf der andern an die eigentliche Geistesstörung grenzen. Sie bilden ein besondres Forschungsgebiet des Verfassers und sind von ihm unter dem Namen der psychopathischen Minderwertigkeiten bereits in einem größern Werke be-